Es ist ein Unrecht gegen das Kind

Autor(en): **Andersen-Nexö, Martin**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Schweizerische Rote Kreuz**

Band (Jahr): **62 (1953)**

Heft 3

PDF erstellt am: **26.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-975723

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

ES IST EIN UNRECHT GEGEN DAS KIND

Von Martin Andersen-Nexö

Mit Pelle ging eine sonderbare Veränderung vor sich. Er hatte genug Not und Elend in seinem Leben gesehen, und die Hauptstadt hier war ganz einfach ein Walplatz, wo ein Heer nach dem andern vorwärtsgestürmt und jammervoll zugrunde gegangen war. Ringsumher lagen die Gefallenen. Die Stadt war über ihnen aufgebaut wie ein Friedhof; man musste auf sie treten, um vorwärtszukommen — und sich abhärten. So war es nun einmal im Leben; und man schloss die Augen — wie die Schafe, wenn sie sehen, dass ihre Kameraden geschlachtet werden — und wartete still, bis die Reihe an einen selbst kam. Etwas anderes war da nicht zu tun.

Aber nun erwachte der Schmerz in ihm; es tat ihm schneidend weh, jedesmal, wenn er jemand leiden sah.

Eines Tages sass er da und arbeitete. An das andere Ende des Ganges war kürzlich ein Fabrikmädchen mit ihrem Kinde eingezogen. Jeden Morgen schloss sie die Tür ab und ging — und kam nicht vor Abend von der Arbeit zurück. Wenn Pelle nach Hause kam, hörte er oft Weinen da drinnen.

Er sass bei seiner Arbeit und tummelte sich mit seinen verwirrten Gedanken herum; die ganze Zeit sauste ein sonderbar unterdrücktes Geräusch in seinem Ohr, schmerzlich, als wenn irgend etwas unaufhörlich jammerte. Vielleicht war es nur der Klagegesang des Elends selber, es hingen beständig Strophen davon in der Luft. Die kleine Marie kam hastig herein. «Ach, Pelle, nun weint es schon wieder», sagte sie und ballte die Hände ängstlich vor der eingefallenen Brust.

«Wir wollen mal hingehen und sehen, was da los ist», sagte Pelle und warf den Hammer hin.

Die Tür war verschlossen; sie versuchten durch das Schlüsselloch zu gucken, konnten aber nichts sehen. Das Kind da drinnen hielt einen Augenblick mit seinem Weinen inne, als es sie hörte, begann aber gleich wieder; es klagte leise und eintönig, als habe es sich darauf eingerichtet, bis ins Unendliche auszuhalten.

«Die Schlüssel hier im Gange passen zu allen Zimmern», sagte Marie leise. Mit einem Sprung war Pelle hin, holte seinen Schlüssel und öffnete.

Dicht neben der Tür sass ein kleiner vierjähriger Junge, er hielt einen verrosteten Blechgegenstand in der Hand und starrte zu ihnen auf. Er war an den Ofen festgebunden; neben ihm auf einem alten hölzernen Stuhl stand ein blecherner Teller mit ein paar abgeknabberten Brotkrusten. Das Kind war in schmutzige Lumpen gekleidet. Flehend streckte es die Hände zu ihnen empor. Pelle war behilflich, das Kind loszubinden; seine Hände zitterten.

Sie machten den Jungen einigermassen zurecht und gaben ihm zu essen. Dann liessen sie ihn in den langen Gang hinein. Eine Weile stand er dumm an dem Türpfosten da und glotzte; dann entdeckte er, dass er nicht festgebunden war, und fing an, auf und nieder zu stürmen. In der Hand hielt er noch das alte Teesieb, mit dem er dagesessen hatte, als sie zu ihm eingedrungen waren; er hatte es die ganze Zeit krampfhaft festgehalten. Von Zeit zu Zeit blieb er vor Pelles offener Tür stehen und guckte hinein. Pelle nickte ihm zu, dann stürmte er wieder auf und nieder — er war wie wild. Aber plötzlich kam er ganz herein, legte das Teesieb in Pelles Schoss und sah ihn an. «Soll ich das haben?» fragte Pelle. «Siehst du, Marie, er gibt mir das einzige, was er hat.»

Am Abend kam die Fabrikarbeiterin hereingestürmt; sie war wütend und schimpfte über das Eindringen. Pelle wunderte sich selber darüber, dass er so ruhig antworten konnte. Aber er begriff sehr wohl, dass sie sich ihres Elends schämte und nicht wollte, dass jemand es sähe. «Es ist ein Unrecht gegen das Kind», sagte er nur. «Lass die Tür nach dem Gang hin offenstehen! Wir wollen uns schon nach ihm umsehen, Marie und ich!»

Seither lief der Junge auf dem Gang herum und tummelte sich. Marie war ihm behilflich und war wie eine Mutter gegen ihn; Pelle kaufte einige alte Kleider. Der Junge sah drollig darin aus, war ein kleiner Kobold, der alles in gute Laune versetzte. In seiner Einsamkeit hatte er nicht sprechen gelernt, aber jetzt kam es schnell. In Pelle hinterliess diese Begebenheit etwas ganz Neues.